

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 278.

Sonntag, 28. November.

1915.

(26. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Ebela Rüss.

Vor der Tür stand Dina still und atmete erst ein paarmal tief, ehe sie weiter ging. Ihr Herz war sehr betrübt. Trotz der warmen Sonne, die über ihrem Scheitel stand, schien ihr die Welt wenig erfreulich. Es lag so viel Banges in der Luft, das sich zu Massen ballen wollte und sich entladen, wie die Bäume und Sträucher in Blüte sprangen, weil die Frühlingsäfte in ihnen rumorten.

Es war nicht ihre Absicht gewesen, zu Mutterchen zu gehen, aber in dieser Stimmung mochte sie nicht nach Hause. Herbert würde zu ihr stürzen, wenn er sie kommen hörte, und es würde ihr so schwer fallen, ihm zu sagen: ich habe es nicht übers Herz gebracht! Er würde es gar nicht verstehen, wie man sein reales Wollen von Sentimentalitäten abhängig machen kann; er würde rasen.

Die Professorin setzte sich eben an den Kaffeetisch, als Dina zu ihr hineinkam.

Wie traulich-einsam sah es hier aus! Als könnte es nie laut werden in diesen hellen vier Wänden! Als stünde die Sonne immer vor diesen Fenstern und husche mit ihren segnenden Strahlen still-zärtlich von einem Gegenstand zum anderen, über die altmodischen Gobelinmöbel, die Delfter Porzellanuhr auf dem Ofensims und den kleiner Meißener Reifrockfiguren daneben, die immer knitzbereit dreinschaute. Über ihnen Familien-Aquarelle mit den weißen Jabots und den höchstnimmigen Frisuren oder tiefhängenden Schleierhäubchen. Und sie lächelten alle so friedlich-aufmunternd aus ihren feinen und frischen Gesichtern; denn die Ahnen von Frau Malwine waren alles lebensvolle, genußfreundliche Frankfurter gewesen.

Dina konnte sich nicht enthalten, über die lauter-schen Angelegenheiten etwas auszukramen, Mutterchen brachte ihr schon das rechte Verständnis entgegen.

Daß Herbert nun um die Geschäftseinlage kommen sollte, kränkte sie weidlich.

„Warum hat er sich nur solch eine Last auf den Hals genommen“, jammerte sie. „Er verdient doch ein Heidegeld. Ihr könntet herrlich und in Freuden leben wie kein Mensch hier! Und nun stürzte er sich in solch schwere Sorgen mit der Bauerei! Wenn es auch zuletzt was einbringt! Aber Vater meint, er kann das nicht abwarten, es bricht vorher über ihm zusammen. Trümpe sagt es auch, und Trümpe ist ein gerissener Geschäftsmann! Sie lassen ihn ruhig bauen, bis er nicht weiter kann, und dann nehmen sie es ihm für ein Butterbrot weg — sagt Trümpe. Das wäre doch rein schrecklich!“

„Ja, Mutterchen, dahin soll's eben nicht kommen! Es geht ja alles so glatt und gut: das Sanatorium blüht, und eine Frau Deubenreiter — aus der Wald-schenke — will eine Villa kaufen oder sich extra eine bauen lassen, um eine Haushaltungsschule großen Stils zu gründen — sie wird wohl selbst die Baugelder dazu hergeben.“

„Ach wirklich! Na, siehst du, Dina, da hat man ja gleich wieder Mut! Ich gebe auch nicht viel auf das,

was Vater in dem Punkt meint, der hat keinen Geschäftssinn, nur weil Trümpe ...“

„Trümpe und Herbert sind nicht die besten Freunde — Trümpe hat doch selbst auf den Orgel-Anger spekuliert. Und nun ihm Herbert zuvorgekommen, sieht er natürlich den Ruin voraus, um Herbert zu entmutigen und die Leute abzuhalten, die sonst vielleicht schon längst Baustellen erworben hätten. Darauf gib' also nur erst recht nichts, Mutterchen. Wir wollen doch eben alles dransetzen, daß die Neider sich irren. Es gilt durchhalten! Und wenn einer der Mann dazu ist, so ist es Herbert, davon bist du doch selbst überzeugt.“

Frau Malwine strahlte nun doch über ihr ganzes hübsches Gesicht.

„Das meine ich, ja, das meine ich, liebe gute Dina. Es ist ja bloß, dein Vater ist Herbert auch nicht zu grün, und Frau Duch tut ihr Bestes, ihn nicht vom Gegenteil zu überzeugen. Und wenn Herbert das Geld alles von fremden Leuten nehmen soll, da kann so leicht was schief gehen, mit den ewigen Zinsen, und was sie ihm sonst für Schabernack dabei spielen können.“

„Das ist es eben!“ bekräftigte Dina, die nicht wußte, daß alle Anpassungen wegen Baukapitalien in Fünf-Hügelchen bisher vergeblich waren, daß eigentlich mir noch Wucherer in Frage kamen. Jeder Geldmenschen sagte sich: wenn das „ne Sache“ wäre, würde doch der reiche Schwiegervater nur zu gern das Geschäft mitmachen! Da braucht Dr. Schrenn doch nicht an fremde Leute heranzutreten!

Darum versagte jeder.

„Glaubst du denn, daß dein Vater, wenn nun diese Erlösf-Affäre erst mal wieder überstanden ist, Herbert ausheilen wird?“

„Ich werde ihn so lange bitten, bis er es tut. Mir ist ganz klar, daß viel auf dem Spiel steht, wir müssen durch, wenn wir nicht wirklich in die Patzche kommen wollen! Ich werde Herbert nicht im Stiche lassen, er soll seine Million gewinnen!“

„Ja, das soll er! Und — ich will ihn auch nicht im Stich lassen — ich werde auch tun, was ich kann — ich baue mit!“

„Du, Mutterchen?“

„Ja, es ist mir schon so im Kopf herumgegangen — weshalb sollte ich mir nicht da draußen eine hübsche, kleine Villa bauen. Vater gibt ja doch langsam die ganze Praxis auf, die Baupraxis hier im Hause sicher — er ist nicht mehr kräftig genug — es schleicht so irgendwas in seinen Eingeweiden herum, das ihn müde macht. Seine Klinik macht ihm gerade genug zu schaffen, aber daran hängt er doch mit dem Herzen. Da läßt er sich wohl von Knut Wulffen gern helfen, aber aus den Händen gibt er die nicht, pensionieren läßt er sich nicht, so lange er noch einen Finger rühren kann.“

Aber dies alte Haus ist zu groß für uns zwei geworden, und so weitläufig mit all den langen Korridoren, und wirklich so veraltet in mancher Beziehung. Und es steht so eingeklemmt zwischen den Häusern, man

hat keine rechte freie Luft. Wäre es nicht schön, da draußen so eine niedliche, kleine Villa zu haben, mit hübschem Garten rundum, in der guten Luft? Das Hin und Zurück in die Klinik wäre für Vater doch nicht schlimm. Den Wagen kann er dann ganz aufgeben, über Land geht's doch nicht mehr viel, dann tun es die Droschken besser."

"Was sagt Vater dazu?"

"Der weiß nichts davon! Das könnte ich ihm auch nie beibringen. — Die Villa müßte erst dastehen, und er wissen, wir retten das Geld, indem wir sie beziehen. Sonst rührt er sich aus dieser alten Parade nicht."

"Er wird aber das Geld nie geben, fürchte ich."

Dina mußte herzlich lachen über die verschlagene kleine Saviagemutter.

"Nein, er gibt es nicht, aber ich werde es geben. Bache mich nicht gar so sehr aus, ich habe auch mein Kapitälchen, mit dem ich schließlich machen kann, was ich will. Mein Erbteil hat Vater nie angerührt, das ist in sicheren Papieren angelegt und die Zinsen hebe ich ab oder lasse ich stehen, wie es mir beliebt. Es ist ja nicht viel — fünfzigtausend Mark sind es jetzt, auch etwas darüber — davon gebe ich Herbert dreißigtausend als Geschäftsanteil — ohne Zinsen. Und baut er so ein recht niedliches Vogelhaus für uns zwei alte Krähen, dann wette ich, wir beziehen es auch. Die Botenschaft kannst du Herbert bringen — ich hebe das Geld morgen ab, er kann's in dieser Woche haben. Ich gebe es ihm lieber jetzt, als nach meinem Tode — so sehe ich doch noch seine Freude daran."

Dina hatte die alte Doktorin umhalszt und weinte vor Glück. "Du gutes, gutes Mütterchen — du liebes, süßes Mütterchen!"

"Höre, Dina, aber daß Vater nichts davon erfährt, das mache ich zur Bedingung. Er würde schelten. Versteh' nur, nicht weil er Herbert das Geld nicht gönnt, aber weil er davon nicht abzubringen ist, daß Herbert nur alles so rein vertut — aus Verschwendungssucht, aus purem Reichtum! Ich wünschte mir nur zu erleben, daß Vater noch sieht, wie Herbert groß dasteht, so ganz schattenlos groß und reich und angesehen. Angesehen ist er ja jetzt schon genug — was hat er für eine Position in seinen jungen Jahren! Aber da meint Vater eben auch: Seine Position frisst ihn auf! Und so'n Schmach! Ihr lebt doch nicht über eure Verhältnisse, Kinder?"

Dina schwieg ein Weilchen.

"Oder doch etwa? O, Dina, das durftest du nicht leiden — dafür ist die Frau da, daß sie da nach dem Rechten sieht. Sag mal aufrichtig . . ."

"Mütterchen, ich könnte dir beim besten Willen nichts darüber sagen. Unser Hausstand kostet enorm — im Verhältnis zum früheren Haushalt bei Papa. Was er Papa heute kostet, weiß ich nicht, aber bei uns — die Feste, die ewigen großen und kleinen Besuche, unsere Reisen, alles, was so in Kunst und Pracht noch nebenbei drausgeht . . . es läuft ins Unendliche, scheint mir. Aber Herbert lacht dazu sorglos, zeigt mir ganze Stöße quittierter Rechnungen und läßt mich zuweilen auch in seine Bücher gucken."

"Na, davon verstehtst du zwar nichts, aber Knut Wulffen sagt auch, Herbert verdient ungeheuer viel, nur — sieh mal, mit dem Sparen steht er auf sehr gespanntem Fuß, glaubst du nicht?"

"Das wird wohl so sein! Der Orgel-Anger ist unsere große Sparblase, da tut er vorläufig alles hinein!"

"Wenn's nur keiner herausstiehlt! Könntest du nicht ein bißchen in der Wirtschaft sparen? Das summt sich im Jahr und ein Mann merkt das gar nicht."

"Herbert merkt alles. Ich habe schon so manches probiert, aber dann nekt er mich gleich und sagt, ich will ihn übervorteilen, und nörgelt solange, bis alles wieder tip-top-tadellos ist. Aber ich werde ihn bitten, dies Jahr nicht zu reisen — wir können doch auch mal ein rundes Jahr zu Hause sein, der Sommer ist hier so hübsch."

"Aber seine Erholung soll Herbert doch haben — er arbeitet für zehn; da muß er mal ausspannen."

"Wenn es auf normale Art geschähe! Aber du kannst dir ja nicht vorstellen, Mütterchen, wie teuer er reist. Wie ein Nabob! Und wenn er dann so fidel und glücklich ist, tut es mir so weh, ihn beschränken zu wollen. Er hat solch eine Lust am Geldausgeben! Das ist wie 'ne Krankheit!"

Frau Malwine strich ihrer Schwiegertochter über die Wangen.

"Die Hauptsache ist, ihr vertragt euch gut, Kindchen! Das ist so meine reinste Freude am Leben, daß er so glücklich mit dir und den Kindern ist. Sieh mal, so manche junge Ehemänner . . . Ach du liebe Zeit — man hört hier so allerlei!"

"Fünf-Gügelchen ist ein altes Klatschneß, ich glaube immer nur die Hälfte."

"Na, na, in dem Punkt . . .!"

Dina brach dann bald auf, sie mochte Herbert die Trostbotschaft nicht lange vorenthalten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Bauernhaus in Ostpreußen.

Die Provinz Ostpreußen, deren aus alten Überlieferungen historisch entwickelte Schönheiten durch den Russeneinfall ein mehr als aktuelles Interesse erlangten, hat erst durch die örtlichen Geschichtswissenschaften jene allgemeine Würdigung erhalten, die ihr schon seit jeher von den sachverständigen Kennern zuteil wurde. Es geschieht oft so, daß man vor dem Glanz der entfernteren Welt den Schmuck in der Heimat nicht genügend schätzt. Darum ist es doppelt freudig zu begrüßen, daß die Deutschen sich voll und ganz der Schätze bewußt wurden, die sie in Ostpreußen besitzen. Ganz besonders ist die Provinz vom Standpunkt der Architektur — sowohl kulturpolitisch wie künstlerisch — nicht hoch genug zu werten. Allen die Geschichte des ostpreussischen Bauernhauses, das in dem demnächst im Verlage von R. Piper (München) erscheinenden Werke "Das schöne Ostpreußen" von Richard Dethleffen eine sachkundige Wertung erfährt, bildet ein Kapitel für sich. Denn gerade die Hausformen sind bezeichnend für die ganze ostpreussische Kultur: "In den Hausformen zeigt sich diese Entwicklung heute noch deutlich genug. Das bodenständige, allein verwendete Baumaterial im Lande war das Holz, von dem die ausgedehnten, sich fast über das ganze Land erstreckenden Waldungen unerschöpfliche Vorräte boten. Aus ihm fügten die Landesbewohner jegliches Gebäu, dessen sie überhaupt bedurften. Die Kunst, aus Ton Ziegel zu brennen, brachten erst die neuen Herren mit in das Land hinein. Nur im Oberlande und im Ermland ist diese Kunst wenigstens etwas auch von dem Volke selbst für seine Bauten benutzt worden. Der Bauer befriedigt ja überall sein Baubedürfnis mit den einfachsten, ihm nächsterreichbaren Mitteln, steht in erster Linie auf Zweckmäßigkeit und hält mehr wie irgendein anderer Verzug am Herkömmlichen, am bewährten Alten fest. So nahm auch der neue Zug der Ordensbesiedelung im wesentlichen hier den bodenständigen Holzbau an, richtete sich auch im übrigen weitgehend nach der Art der Urbewohner und fügte nur die Zutaten aus der alten Heimat hinzu, wo es ihm um die Betonung eines Bauteiles besonders zu tun war, oder neue Zwecke neue Formen forderten." Auf diese Weise entwickelte sich im Verlaufe der Jahrzehnte der ostpreussische Stil immer mehr zu persönlichen Formen, und gerade durch die Kreuzungen der verschiedenen Bauarten bildeten sich besondere Bauformen bei den Ansiedlern aus.

Wie auf anderen Gebieten, ist auch hier die Wirksamkeit des Ordens der "Ritter des Hospitals St. Marien des deutschen Hauses" zu erkennen, der das Land im 13. Jahrhundert politisch und kulturell dem Abendlande gewonnen hatte. Aus Oberdeutschland, woher der Orden seinen Zug nach Preußen unternahm, brachten sie das an die fränkische Weise anschließende Fachwerk mit, das im Oberlande die beiden Giebel der Häuser über dem gegesäßigten, das heißt aus Holzbalken aufgebauten, Erdgeschosß schrägt, und in dem die statischen Vorläuben ganz ausgeführt sind, die der Bauer inmitten der Langseite vor dem Eingange zu seinem Wohnhause errichtete. Die Entwicklung der Hausform geht von dem Einraum aus. Vor diesem wird dann ein Flur gelegt. Der Einraum wird in mehrere Zimmer geteilt. Auf der anderen Seite des Flures treten ein paar Wirtschaftsräume hinzu, und es entsteht am Ende der Entwicklungsreihe der Hausgrundriß, den man als den westfälischen zu bezeichnen

nen pflegt. Mit der wachsenden Entfernung von dem Herzen der Ordensherrschaft wächst auch die Selbstständigkeit der Besitzungsform. Während in Samlande, in Natangen und Darten die eingeführten Bauformen mannigfache und beachtenswerte Kreuzungen eingehen, beherrschen in Masuren und noch mehr in Litauen die alten bodenständigen Formen die Hausgestaltung vollkommen. Die Stilarten in den einzelnen Landesteilen lassen sich heute noch genau unterscheiden. In Masuren steht der Grundriß der Wohnhäuser noch dem oberländischen nahe. Dieses hat sich aber von den Hofgebäuden losgelöst, die geschlossen um den Wirtschaftshof liegen, und steht selbständig im Hausgarten an der Straße, neben der oft reich ausgebildeten Durchfahrt, die die Hofanlage von dem Wege scheidet. Der gerade, in Fachwerk ausgebildete oder schlicht verbletete Giebel des Oberlandes weicht hier reicherer Zierform. In Masuren sind schon im 14. Jahrhundert von deutschen Ansiedlern Straßendörfer angelegt. Litauen hat sich die beachtenswerteste, älteste und selbständigste Kunstübung bis auf unsere Tage hinübergerettet.

Von Urzeiten her wohnte jede Familie für sich, durch Feld und Wald vom nächsten Nachbarn wohl geschieden. Noch heute gibt es dort, wo sich die Bevölkerung rein erhalten hat, Dörfer, in denen nur Pfarrhaus und Schule beisammen liegen, während die dazugehörigen Höfe diese in sehr weitem Umkreis und losem Verbande umgeben. Getrennt, wie die Siedlungen, sind auch die Gebäulichkeiten des einzelnen Hofes. Der Litauer schuf sich für jede Aufgabe ein neues Gebäude, einen neuen Einraum. So kam es, daß sich eine ganze Reihe solcher Gebäude auf alten wohlhabenden Höfen zusammenfanden. Heute ist selbstverständlich diese nach der neuzeitlichen Anschauung ungewöhnliche Wohnform verlassen. Die Einräume wurden im Laufe der Weiterentwicklung gleichmäßig aneinandergereiht, und es entstand eine Trennung in einige wenige Gebäude. Eine bauliche Merkmaligkeit hat sich aber das litauische Bauerngehöft bewahrt, die Kote, das Schafhaus. Es dient zur Aufbewahrung des Saatgetreides und der besten Habe des Hofes. Es ist das einzige Bauwerk des litauischen Bauernhofes, das eine starke Betonung erhält in der Form der Giebellaupe. Eine ganz andere Form des Wohnhauses hat sich im Mündungsgebiet der Ströme am Russischen Gaff herausgebildet. Der Umstand, daß große Feldwirtschaft von der hier angesiedelten Fischerbevölkerung nicht getrieben wird, führte dazu, das ganze Wohnbedürfnis hinsichtlich durch einen Bau zu befriedigen, auf dessen um so stattlichere, äußere Erscheinung dafür ein um so größerer Wert gelegt wurde. Besonders reiche Giebelverbletungen, geradezu klassisch gezeichnete Pferdeköpfe und schöne Färbung aus des Bauherren haben diese höchst ansehnlichen Gebäude aus dem Kreise der sonstigen litauischen Kunst heraus.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Der Zuderhunger in Petersburg. Die Knappheit der Lebensmittel verändert immer mehr das Petersburger Straßenbild. Ganz besonders groß ist der Andrang zu den Zuderverkaufsstellen, denn es scheint, daß der Mangel an Zuder die Petersburger am empfindlichsten Punkt getroffen hat. Die nachstehende anschauliche Schilderung, die der „Rußkoje Slowo“ wiedergibt, beleuchtet die zähe Ausdauer, mit der in der russischen Hauptstadt um den Zuder, und zwar um den „chten“ Zuder gekämpft wird, eine Standhaftigkeit, die auf wichtigsten „Kriegsschauplätzen“ Wunder verrichten könnte: „Der Laden ist geschlossen. Die Lampen sind ausgelöscht. An der Türe draußen kündigt ein Plakat: „Der ganze Zuder ist ausverkauft!“ Ungeachtet dessen sammelt sich eine Menge an und bildet unwillkürlich eine Kette. Weder der Regen, noch der Wind, noch die spöttischen Bemerkungen der Vorübergehenden üben eine Wirkung auf die Harrenden aus. Ihre Gesichter versteuern sich gleichsam. Ihr Blick spricht von fester Entschlossenheit. Jeder von ihnen denkt: „Eher sterben, als jemandem den Platz räumen!“ Die Kette wird fast ausschließlich von Frauen gebildet, aber nicht nur von einfachen mit dem Tuch auf dem Kopfe, sondern auch von solchen, die Spitzenhauben und selbst moderne Hüte tragen. Was wollen sie eigentlich? Sie wollen Zuder! Aber zwei Schritte weiter von diesem Laden wird in einem mächtigen Fruchteller Zuder, das heißt Streuzuder, verkauft! Ansehend gilt er nicht als Vollzuder. Wie könnten sich sonst die Leute entschließen, bis zum Umfallen zu stehen und bis auf die Haut naß zu werden, um nur auf echten, harten Zuder zu warten! Auf die dringenden Fragen der Wartenden erfolgte wiederholt die tröstliche Antwort: „Es ist doch alles verkauft, kommen Sie morgen!“ Es waren 20 Minuten verstrichen,

40 Minuten . . . eine volle Stunde. Der Laden blieb geschlossen und dunkel wie früher, und ebenso blieb die Kette unentwegt stehen, ohne zu murren, nur daß sie doppelt und dreifach an Länge zunahm. Aus dem Hofe tritt endlich ein Ladenjunge und sagt: „Meine Herrschaften, Sie warten vergebens, heute gibt es keinen Zuder mehr, kommen Sie morgen!“ „Das ist nicht wahr, wir haben selbst gesehen, wie acht Zuderhüte auf den Hof geschafft wurden!“ „Aber sie müssen doch zer schlagen werden!“ „So schlägt und sagt doch den Zuder! . . .“ „Das dauert zu lange!“ „Aut nichts, wir werden warten!“ . . . Und es wird gewartet. . . . Endlich kommt der erste sehnte Augenblick, und es wird im Laden hell. Die Kette gerät in Bewegung. Die ersten, denen die Türe sich öffnet, werden hinein geschoben, und dann wird die Tür vor dem Ansturm der anderen geschlossen, aber vergebens! Sie kratzt bereits in allen Fugen, denn ein paar „Chuligany“ haben sich dazwischen gedrängt und stoßen die Frauen gewaltsam weiter. Es erhebt sich ein Geschrei. Die Türe geht auf, kann aber nicht mehr geschlossen werden. Eine Menschenlawine stürzt in den Laden. Es ist nicht mehr möglich, die Hände in die Taschen zu stecken, so dicht steht einer neben dem anderen. Die Zuderverteilung beginnt. Erst gibt es zwei Pfund, dann bald nur ein Pfund und dann — ist alles wieder vergriffen! Der Laden wird leer, die eingebrückten Türen werden zugesperrt, das Licht geht wieder aus. Und auf der Straße stehen immer noch Leute, bilden immer noch eine Kette und lassen sich vom Regen durchnässen und von den Vorübergehenden auslachen. . . . Es gibt jedoch noch eine Möglichkeit, Zuder zu erlangen! Bei uns auf dem Hofe wohnt eine alte Frau, die über ein Zuderlager verfügt. Ganz früh morgens geht sie mit ihrem Marktkorb auf Beute aus und kehrt spät abends zurück, den Korb völlig gefüllt mit zwei-Pfund-paketen Zuder. „Hast du viel heimgebracht, Mütterchen?“ „Nur 10 Pfund!“ Man sagt aber, daß sie bereits ein ganzes Zuderlager angesammelt hat!

Das Erwachen Islams in Griechenland. Der bekannte Balkan-Korrespondent des „Journal“, André Rudesq, sendet seinem Blatt die folgende Schilderung der mohammedanischen Bevölkerung von Saloniki: „Vor fünfzehn Monaten noch, als in Europa Friede herrschte, waren die griechischen Mohammedaner kaum von der übrigen Bevölkerung zu unterscheiden. Sie kleideten sich europäisch und schienen in keiner Weise darauf bedacht, ihre Nationalität besonders zu betonen. Das war vor fünfzehn Monaten . . . als noch Friede herrschte. Doch die durch den Weltkrieg hervorgerufenen Ereignisse auf dem Balkan haben all dies geändert. Die Türken haben sich mit Deutschland vereinigt und erwarten die Bulgaren mit offenen Armen. Die Griechen, die einstigen Gegner, verhalten sich untätig und schweigen. Und die Serben — der große Gegner der Mohammedaner im Balkan-Kriege — müssen Schritt für Schritt ihre Heimat preisgeben. Es scheint wirklich so, als ob die große Stunde der Mohammedaner gekommen sei. Und überall im Orient wird man dieses Erwachen gewahr. Die roten Fege mit den schwarzen Quasten tauchen überall auf dem Balkan aus der Vergessenheit empor. Auch in Griechenland erblickt man die gleiche Erscheinung. Schon in Athen wurde ich durch die große Zahl der türkischen Kopfbedeckungen überrascht. In Saloniki aber wurde meine Verwunderung zur Verblüffung gesteigert. Der Islam erwacht wirklich. Die kleinen türkischen Kaffeehäuser sind abendlich von einer beunruhigenden Menge Gläubiger gefüllt. Beim Rauch ihrer langen Pfeifen sitzen ernste Männer aus Stambul oder Smyrna im Mittelpunkt der Versammlungen, erklären die Gegenwart und sprechen von den Aussichten der Zukunft. Sie sprechen in den Redenendungen des Koran, und ihre Zuhörer lauschen andächtig den heiligen Worten. So wird die Volksstimmung allmählich geformt. Im mohammedanischen Viertel von Saloniki hatte ich Gelegenheit, mich von der Regelmäßigkeit und dem Erfolg dieser Versammlungen zu überzeugen. Wenn man bis zur Moschee wandert und das eiserne Gitter aufstößt, gewahrt man daselbst Schauspiel. Ein Hodja sitzt da, mit gekreuzten Beinen; Männer, Frauen und Kinder sind schweigend um ihn geschart, während er spricht. „Die Stunde naht“, sagt der Hodja, „in der die Perser, Ägypter, die Brüder aus Tunis, Marokko, Kripos, aus dem Kaukasus und Indien von dem Joche befreit werden. Deutschland und Bulgarien helfen bei diesem Befreiungswerk.“ In den Klubhäusern, in den Cafés und in der Moschee — überall wird die Stimmung des Volkes bereitet. Wer die Fähigkeit der Bewohner des Ostens kennt, weiß, daß dies keine leicht zu nehmende Aufgabe bedeutet. Der große heilige Krieg ist kein hohles Gerede mehr. Die Volksredner, die Prediger der Mohammedaner eilen rastlos von Ort zu Ort, von Gegend zu Gegend. Es handelt sich jetzt um weit mehr als um Serbien; es handelt sich um den ungeheuren, weitverzweigten Islam.

Schach

Alle die Schachbecks betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.

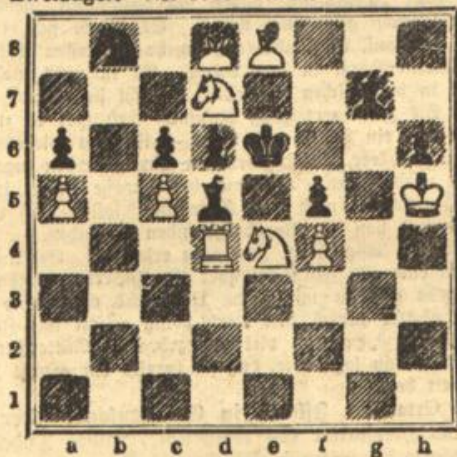
Redigiert von H. Diefenbach

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße.
Hauptspielabend: Samstags.

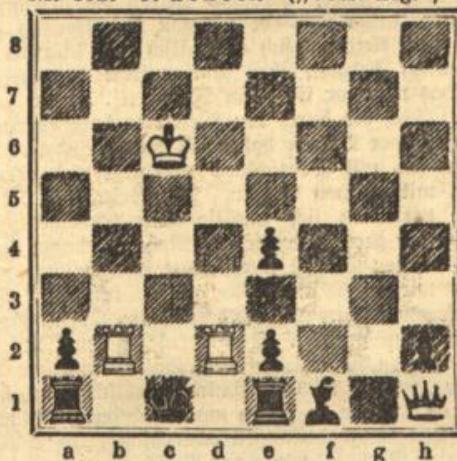
Wiesbaden, 28. November 1915.

Fünf Zweizüger.

Fünf Zweizüger. Nr. 393. N. N. in Wiesbaden.



Nr. 394. J. Scheel. („Voss. Ztg.“)



Nr. 395. J. van Dyk.

Weiß: Ke2, Da8, Sc2 e4, Bg4, h3 (6 Stück).
Schwarz: Ke5 (1 Stück).

Nr. 396. B. Albert.

Weiß: Ke4, De2, Ta2, h2, Lc4, f8, Sc2 e3, Ba3
b5 d3 f4 (12 Stück).
Schwarz: Kc3, Tg1, Ba5 b2 b6 c6 d2 f2 (8 Stück).

Nr. 397. F. Gamage.

Weiß: Kc1, Tbl b5, Lf1, Sa5 d4, Bb6 c7 e3 e7
(10 Stück).
Schwarz: Ka6, Df7, Td8 h5, Le5 h1, Sd1, Bc3 g3
g7 (10 Stück).

Partie 145.

Die folgende Partie entnehmen wir dem Werkchen: „20 Partien Capablanca aus seiner letzten Europa-Tournee“, von ihm selbst glossiert, das kürzlich, von C. Kagan herausgegeben (Selbstverlag, Berlin N 4, Wöhlerstraße 20) erschienen ist. Es handelt sich hier um freie Partien, die der kubanische Meister in der Zeit von Oktober 1913 bis April 1914 in verschiedenen Schachklubs Europas gespielt hat. Die Glossen stammen von Capablanca; sie sind wortgetreu aus dem Spanischen übersetzt.

Weiß: Dus-Chotimirski.

Schwarz: Capablanca.

- | | | | |
|--------------------------|----------------------|-------------|--------|
| 1. d2—d4 | d7—d5 | 19. Tc1—d1 | Dd4—b6 |
| 2. Sg1—f3 | Sg8—f6 | 20. Lg3—e5 | Ld7—c6 |
| 3. Lc1—f4 | c7—c5 | 21. Td1—d3 | Sf6—d7 |
| 4. c2—c3 | Dd8—b6 | 22. Td3—h3 | f7—f5 |
| 5. Dd1—c2 | c5×d4 | 23. Le5—f4 | d5—d4 |
| 6. c3×d4 | Sb8—c6 | 24. Db1—a2 | Tf8—f6 |
| 7. Sb1—c3 | Lc8—d7 ¹⁾ | 25. Lf4—g5 | d4×c3 |
| 8. e2—e3 | Ta8—c8 | 26. Lg5×f6 | Lc6—d5 |
| 9. Ta1—c1 | e7—e6 | 27. Da2×d5 | e6×d5 |
| 10. Lf1—e2 | Lf8—e7 | 28. Lf6×e7 | c3×b2 |
| 11. 0—0 | 0—0 | 29. Le2—d3 | Tc8—c1 |
| 12. Dc2—b1 | Db6—a5 ²⁾ | 30. Le7—b4 | a6—a5 |
| 13. Sf3—d2 | a7—a6 | 31. Ld3×f5 | a5×b4 |
| 14. Sd2—b3 | De5—b4 | 32. Lf5×h7+ | Kg8—f8 |
| 15. Sb3—c5 ³⁾ | Sc6×d4 ⁴⁾ | 33. Th3—f3+ | Sd7—f6 |
| 16. e3×d4 | Le7×c5 | 34. a3×b4 | Db6—b5 |
| 17. a2—a3 | Db4×d4 | | |
| 18. Lf4—g3 | Lc5—e7 | | |

Weiß gibt auf.

¹⁾ Das Nehmen des Bauern wäre verfehlt, weil Weiß sofort einen sehr starken Angriff erlangen würde. — ²⁾ Nach einer halben Stunde Nachdenkens entschloß ich mich zu diesem Zuge. Ich hielt es für notwendig, meine Dame auf dieser Seite des Brettes zu behalten und gleichzeitig eine Festsetzung des weißen Springers auf c5, während der weiße Läufer auf f4 die offene Diagonale beherrscht, zu vermeiden. Es war jedoch, bevor ich meinen Zug machte, notwendig, mich darüber zu vergewissern, ob die Dame, deren Stellung komprommittiert erscheint, tatsächlich sicher vor Unglücksfällen war. Der Textzug dürfte das einzige praktisch ausführbare Manöver sein, um das Gewünschte zu erreichen. — ³⁾ Weiß glaubte, daß Schwarz gezwungen sein würde, Le7×c5 zu spielen, in welchem Falle Weiß, obwohl er einen Bauern verliert, einen sehr starken Angriff haben würde. Es war nicht nur mein Gegner, der diese Meinung hatte, sondern sämtliche Anwesende, verschiedene Meister mit eingeschlossen, hielten Le7×c5 für notwendig und hatten die glänzende Antwort von Schwarz nicht vorhergesehen. — ⁴⁾ Eine ebenso schöne wie unerwartete Antwort. Das weiße Spiel wird nun zertrümmert und der Rest der Partie bedarf keinen weiteren Bemerkungen.

Auflösungen.

Nr. 388 (3 Züge). 1. Sd4, e5 2. Sb4; 1. . . ., f×g5 2. Dg8; 1. . . ., S∞ 2. Dc6+; 1. . . ., K×d3 2. Sf3×; 1. . . ., ∞ 2. Lc2. Die Aufgabe ist sehr schön und recht schwierig.

Nr. 389 (3 Züge). 1. De7, b6, Ka7 2. Ta4+; 1. . . ., b5 2. Tc6+; 1. . . ., ∞ 2. Dc5+.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., J. M., Dr. M., J. K. und R. St. in Wiesbaden zu beiden Aufgaben, zu Nr. 388 auch Wdw. und Kl. in Wiesbaden.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Homonyme.

Bald neig' ich mich dir zum Fuß,
Den ich dir gar verschönern muß;
Bald teilt ein Grobian mich aus,
Und oft wird ein Skandal daraus.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 543.

Bilderrätsel: Weshalb verriet uns Italien? Es braucht Kapitalien. — Einsatz-Rätsel: Karl, Vase, Welle, Brief, Hand, Gieß, Affe, Kavallerieangriff. — Rätsel: Das Glas. — Homogramm: Rhein, Meise, Eisen.



Der Riegel.

Von Wilhelm Scharrelmann.

(Nachdruck verboten.)

Sie werden bemerkt haben, daß in unserer Anstalt nicht eine einzige Tür unter Verschuß gehalten wird, sagte der Hausvater des „Margaretenstiftes“, als wir nach einem Rundgang durch die Räume der Anstalt wieder in sein Privatzimmer traten und uns zu einer Tasse Kaffee niederließen, die uns der alte Herr mit gewinnender Freundlichkeit angeboten hatte.

Ich werde auch niemals dulden, daß das geschieht, solange ich hier für die Hausgesetze aufzukommen habe. Ein Riegel an einer einzigen Tür dieser Anstalt hätte mir beinahe einmal für immer die Ruhe meines Lebens genommen.

Es war in den ersten Jahren, die ich in diesem Hause zubrachte. Wir hatten damals ein Mädchen überwiesen bekommen, das wie die meisten, die hier gepflegt und erzogen werden, wegen Vagabundage und Gefahr der Verwahrlosung von der Polizei in Schutzhaft genommen worden war und der trostlosen häuslichen Verhältnisse wegen seinen Eltern nicht wieder zugeführt werden konnte.

Schon bei der Aufnahme in die Anstalt legte das Mädchen einen geradezu fanatischen Trotz an den Tag. Sie weigerte sich, auf meine Fragen irgend eine Antwort zu geben, setzte allen unseren Bemühungen, sie freundlich zu stimmen, einen stumpfen, nicht zu beugenden Widerstand entgegen und war auch den übrigen Zöglingen der Anstalt gegenüber von einer Verschlossenheit, die ebenso rätselhaft als hartnäckig war.

Jeder von uns gab sich die erdenklichste Mühe, das Mädchen mit Freundlichkeit und Ruhe allmählich zu gewinnen — vergeblich. Es vergingen Tage, ohne daß es nur ein einziges Wort sprach. Mit zusammengezogener Stirn starrte es während des Unterrichts vor sich hin, beteiligte sich natürlich mit keiner Silbe und war weder durch Freundlichkeit noch durch Ermahnungen und Strenge zu bewegen, diese Haltung aufzugeben. Selbst im Schlafsaal oder bei den gemeinsamen Mahlzeiten im Esssaal sprach es nicht eine Silbe.

Endlich rief mir die Geduld. Ich war der Meinung, daß das Mädchen nun lange genug in der Anstalt gewesen sei, um einsehen zu können, daß ihm hier niemand ein Leid antun wolle und daß es sich endlich herbeilassen könne, seinen kindischen Trotz aufzugeben.

Ich drohte ihm also, daß es am nächsten Tage kein Morgenbrot bekommen werde, wenn es bis dahin sein Schweigen fortsetzen werde. Es hörte meine Worte wie alles, was man ihm sagte, mit aufeinander gebissenen Kiefern und zusammengezogener Stirn stumm an — und war am andern Morgen verschwunden!

Es war nicht zum erstenmal, daß ein Mädchen aus der Anstalt entliefe. Die Haustüren und Gartenportale stehen hier den ganzen Tag über offen, und es gehört nichts Besonderes dazu, irgend eine Gelegenheit zu benutzen, um auf und davon zu gehen. Besonders in der ersten Zeit wollen unsere Mädchen, die durch schlechte häusliche Verhältnisse verdorben und zuweilen bereits an das Herumlungen und Vagabundieren auf den Straßen, Betteln, Diebstahl und zuweilen an schlimmere Dinge gewöhnt sind, zuweilen nicht ungern wieder zu ihren alten Gewohnheiten zurückkehren. Die Polizei liefert solche Flüchtlinge aber bald wieder ein, und man hätte sich auch um Rosa Welp keine allzu großen Sorgen zu machen brauchen.

Was den Fall aber besonders auffallend erscheinen ließ, war, daß das Mädchen zur Nachtzeit entwichen war. Sie fehlte schon frühmorgens beim Wecken und wir nahmen an, daß sie vielleicht schon in aller Frühe aufgestanden und sich irgendwo verborgen habe, um später, als die Haustür durch eine der Pflegerinnen aufgeschlossen worden war, auf und davon zu gehen, denn ein Sprung aus dem im ersten Stock liegenden Schlafsaal war so gut wie ausgeschlossen.

Unser Haus ist kein Gefängnis, aber — wie gesagt — es ist in solchen Fällen meine Pflicht, die Polizei zu verständigen. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß ein solches Kind — Rosa war noch nicht der Schule entwachsen — in die größte Gefahr gerät. Aber die Nachforschungen der Polizei blieben merkwürdigerweise völlig resultatlos. Sie war weder in der Wohnung ihres Vaters — eines berüchtigten Trunkenboldes — zu finden, noch ergab sich sonst irgend ein Anlaß, wohin sich das Mädchen gewandt haben könne.

Am dritten Tage danach gab es eine neue Aufregung in unserer Anstalt.

Während der Nacht war nämlich — was zu meiner Zeit überhaupt nie mehr vorgekommen war, — ein Laib Brot aus der Vorratskammer gestohlen worden. Kleine Diebereien werden ja in Anstalten wie der unseren wohl niemals zu verhindern sein. Das eine oder andere der Mädchen fällt immer noch einmal einer Verführung zum Opfer. Aber Brot zu entwenden lag wirklich kein Anlaß vor. Wir sparen hier durchaus nicht mit der Verpflegung, und ich glaube, es ist hier noch kein Kind ungesättigt vom Tisch aufgestanden. Warum also etwas stehlen, was offen gegeben worden wäre? Ich war darum über diesen Diebstahl nicht wenig ärgerlich und stellte ein eingehendes Verhör an, brachte aber kein Licht in die Sache. Alle Mädchen versicherten, daß sie von nichts wüßten, und es ergab sich nicht die kleinste Handhabe für einen Verdacht auf irgend eine.

Ich hatte nach einigen Tagen den Vorfall bereits beinahe vergessen, als sich der Diebstahl in einer der nächsten Nächte wiederholte.

Jetzt lief mir aber denn doch die Galle über. Ich hielt den Mädchen — man glaubt in jungen Jahren ja noch an die unbedingte Macht moralischer Betrachtungen — eine gehörige Standrede und sprach schließlich die Erwartung aus, daß sich die Schuldige bis zum Mittag bei mir melden möge. Ich sicherte unter dieser Bedingung völlige Straffreiheit zu, drohte aber andernfalls die strengste Untersuchung an. Im selben Augenblick empfand ich, daß ich damit eine Ungeschicklichkeit begangen habe; denn es war die größte Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß ich auch diesmal kein Licht in die Sache bringen und mich höchstens blamieren werde.

Wie Sie bereits erraten haben werden, meldete sich wirklich niemand, und ich sah mich einige Stunden später in die Notwendigkeit versetzt, mein Wort zu halten und die angekündigte Untersuchung anzustellen.

Sie verlief so, wie es vorauszusehen war. Das stimmte mich nicht gerade freundlicher, und ich ordnete schließlich an, daß die Speisekammer in Zukunft unter Verschluss gehalten werden solle, da ich den Zöglingen kein Vertrauen mehr schenken könne.

Ob das weiße gehandelt war, will ich dahingestellt sein lassen. Aber irgend etwas glaubte ich unternehmen zu müssen, und so kam denn diese Verordnung dabei heraus, die keines der Mädchen ehrlicher machen konnte, dafür aber den Geist des Mißtrauens, der sich durch die letzten Vorkommnisse eingeschlichen hatte, auch für die folgende Zeit gewissermaßen ans Haus fesselte.

Nun hörten selbstverständlich die Diebereien auf. Die Tage gingen hin, und ich ahnte nicht, was ich mit meiner Maßregel, ohne es zu wollen, angerichtet hatte.

Ich habe die Verpflichtung, jeden Abend spät, wenn alles zur Ruhe gegangen ist, noch einmal einen Revisionsgang durch die Anstalt zu machen. Mit Ausnahme der Schlaffälle der Mädchen, die unter der besonderen Aufsicht der Pflegerinnen stehen, durchwandere ich dann noch einmal alle Räume und war eines Abends später als sonst auf meinem Rundgang begriffen, als ich auf dem obersten Flur auf ein leises Stöhnen aufmerksam wurde.

Ich blieb stehen und lauschte, konnte aber nicht herausbekommen, woher das Geräusch kam.

Gerade wollte ich in der Meinung, mich getäuscht zu haben, weitergehen, als ich dasselbe Geräusch von neuem hörte, das diesmal wie ein leises, verhaltenes Wimmern klang.

Ich ging den Flur hinunter, lauschte und spähte, ohne irgend etwas entdecken zu können. Ich bin nicht sonderlich furchtsam, aber das eigentümliche Geräusch ließ mich doch erschauern. Ich fühlte, wie eine steigende Erregung sich meiner bemächtigte, und vielleicht hat es daran gelegen, daß ich nicht gleich die Stelle fand, von der die Laute kamen.

Plötzlich sah ich in dem unsicheren Schein der Kerze, die ich in der Hand trug, etwas Helles auf der Treppe liegen, die zum Bodenraum des Hauses führte.

Ich schritt darauf zu, noch immer ungewiß, was es sein konnte, als ich den Körper eines Mädchens erkannte, das auf der Bodentreppe hingefunken sein mußte.

Das Licht aus der Hand stellen und das Kind aufnehmen, war das Werk eines Augenblicks. Eine Sekunde später erkannte ich die lange vermiste Rosa Welp.

Ich trug die Ohnmächtige in meine Stube hinunter und klingelte den Pflegerinnen. Unseren Bemühungen gelang es denn auch nach einiger Zeit, das Kind aus seiner Betäubung zu wecken. Spinnweben und Staub im Gesicht und Haar, kraftlos und halbverhungert, bot die Ärmste anfänglich den Anblick einer Irren. Die Sorge und liebevolle Freundlichkeit, mit der meine Helferinnen sie nun wuschen und säuberten, ihre heiße Milch einflößten und tröstend zuredeten, brachte nun plötzlich die eisige Kruste zum Schmelzen, die um ihr Herz gelegen hatte. . . Sie fing an zu weinen und nach einer halben Stunde begann sie, durch unser stetes Zureden ermutigt, zum ersten Male zu sprechen.

Sie war bei ihrer Flucht auf den Boden der Anstalt geschlichen, hatte sich dort hinter einen Haufen Brennholz versteckt und war also immer in unserer unmittelbaren Nähe gewesen. Nur der Hunger hatte sie gezwungen, sich nachts in die Speisekammer zu schleichen, um nacheinander die beiden Laibe Brot zu entwenden, die wir vermist hatten.

Das dritte Mal hatte das Kind die Tür verschlossen gefunden und war hungrig in sein Versteck zurückgekehrt. Jede Nacht hatte es nun neue Versuche gemacht, in der Hoffnung, die Tür wie früher unverschlossen zu finden. Heute endlich war es, von Hunger und Kälte erschöpft, auf der Treppe zusammengebrochen. Wäre es vorher in sein Versteck zurückgelangt, so würde es wahrscheinlich nie wieder aus seiner Ohnmacht erwacht sein. Mein Mißtrauen, das ihm die Speisekammer verschloß, hätte ihm dann wahrscheinlich das Leben und mir für immer die Ruhe meines Lebens geraubt.

Rosa Welp ist nachmals einer der besten Zöglinge unserer Anstalt geworden. Was mußte dieses Kind bereits gelitten haben, ehe es in unsere Anstalt trat, daß sein kindlicher Haß auf alle, die mit ihm umgingen, so groß werden konnte! Daß es sich in unbeugsamem Trotz zehn Tage lang vor uns verstecken konnte, bis der Zufall es fügte, daß wir es entdecken und retten konnten. Aber denken Sie sich erst die Qualen des Kindes und die furchtbare Enttäuschung, als es seine heimliche Nahrungsquelle, die Speisekammer, plötzlich verschlossen fand und gezwungen war, wie ein hungerndes Tier flaglos in sein Versteck zurückzukehren.

Nein, nein, so lange ich an dieser Stelle stehe, soll keine Tür dieser Anstalt verschlossen werden. . . Vertrauen, und immer wieder Vertrauen, das ist das große Geheimnis aller Erziehung.

Klirrende Klingen.

Männerstreiten,
Kampfeszeiten,
Zeiten, die jubeln und singen
Von klirrenden Klingen.

Weiberklage,
Trauertage,
Tage, die furchtbares bringen
Von klirrenden Klingen.

Schlachtgewitter,
Lebensschnitter,
Schnitter, die schärfen und schwingen
Die klirrenden Klingen.

Mördergilden,
Blut'ge Wilden,
Wilden, die tanzen und springen
Mit klirrenden Klingen.

Ruhm und Ehre,
Macht'ge Heere,
Heere, die Siege erringen
Mit klirrenden Klingen.

Jähes Halten,
Weltgewalten,
Die aus den Händen uns zwingen
Die klirrenden Klingen.

Herbert Baldus.

Dichter und Schauspieler.

Von Friedrich Kayßler.*)

(Nachdruck verboten.)

Ein am Schreibtische vollendetes Werk soll auf die Bühne übertragen werden. In dem Worte „übertragen“ liegt schon die Schwierigkeit klar ausgesprochen. Es gilt, aus der Phantasie in eine greifbare Wirklichkeit hinüberzugelangen. Man wendet ein: das Drama ist ja im Worte vollendet, seine Wirklichkeit ist ja im Worte vollkommen vorbestimmt; es braucht nur eine kundige Hand zu kommen, um sie auszuführen. Nein, so einfach ist die Sache nicht. Erstens: vollendet ist die Sache nicht, wenn der Dichter seinen letzten Punkt dahintergesetzt hat. Wäre es vollendet, dann läge ja kein Bedürfnis vor, es zu spielen. Als Buch, das gelesen werden soll, ist es vollendet. Als Drama, das gespielt werden soll, noch nicht. Das letztere vollendet sich erst in dem Augenblick, wo der Vorhang über dem letzten Akt gefallen ist. Zweitens: das geschriebene Wort ist nicht etwas so festumgränztes, Bestimmtes und Eindeutiges, wie man im gewöhnlichen Leben annimmt. Daß ein Stück auf vielerlei verschiedene Arten dargestellt — und gut dargestellt — werden kann, wird jeder wissen, der dasselbe Stück an verschiedenen Theatern, womöglich zu verschiedenen Zeiten, aufgeführt gesehen hat. Die größte Schwierigkeit liegt darin: das Wort eines wirklichen Dichters birgt eine Fülle von Möglichkeiten in sich.

Das ist ja das Wesen des Dichters, daß er viele Menschen gleichzeitig beglücken, befreien, erleuchten kann. Wie könnte das geschehen bei der unendlich gegliederten Verschiedenheit der menschlichen Naturen, wenn das Wort des Dichters nicht den Reichtum vieler Vorstellungsmöglichkeiten in sich trüge, aus dem sich jede Menschennatur das entnimmt, was ihr Freude, Befreiung, Erleuchtung geben kann? Die große Grundschwierigkeit bei der Uebersetzung des geschriebenen Wortes in die Darstellungswerte der Bühne ist: die Vieldeutigkeit des Dichterwortes durch etwas Konkretes, festumrissenes und ganz Eindeutiges auszurücken, ohne dabei die Vieldeutigkeit, das Wallende, Fließende, d. i. Geistige des Dichterwortes im geringsten zu stören.

Das ist die Aufgabe, die der Regisseur und der Schauspieler übernehmen, wenn sie das Werk aus der Hand des Dichters empfangen. Mit diesem Vorgange des Übergebens, des Empfangens beginnen meistens auch die oft recht harten und folgenschweren Kämpfe zwischen Dichter und Darsteller. Die Dinge liegen auch sehr kompliziert. Der Dichter will begreiflicherweise mit dieser Übergabe seines Werkes in die Darstellerhände keineswegs eine Abgabe seines Werkes vollzogen sehen. Er fühlt als Vater und will die Verfügung über das Wohl seines Kindes behalten. Die Darsteller wieder fordern ihrerseits mit Recht volle Selbständigkeit innerhalb ihres Arbeitskreises und sind geneigt, den Probeneifer des Autors als Eindringen in ihre Werkstatt anzusehen. Diese von Natur sehr schwierige Situation formt sich in jedem neuen Falle immer wieder neu, und so entstehen in der Erfahrung des Fachmannes tausend Varianten, aus denen sich schwer ein allgemeinverständliches, einleuchtendes Exempel konstruieren läßt.

Greifen wir aufs Geratewohl ein paar solcher Varianten heraus. Entweder der Dichter ist theaterfremd, kann sich zunächst also nur schwer in den Standpunkt des Darstellers hineinversetzen; gleichzeitig sind vielleicht die

Darsteller so geartet, daß sie zwar ihre eigene Kunst trefflich verstehen, aber die zerrissene Seele eines Dichters nicht begreifen, der seine eigenen Worte zum erstenmal in noch unvollkommener Wiedergabe von fremden Lippen hört, ohne den natürlichen Grund für diese Unvollkommenheit sofort verstehen zu können. Allein aus dieser Variante ist annähernd zu ermessen, welches Meer von Mißverständnissen oft durchsegelt werden muß, damit Dichter und Darsteller zur nötigsten Harmonie gelangen. Nehmen wir einmal den besten normalen Fall an: daß Dichter wie Darsteller beide auf ihrem Gebiete starke und tiefe, gründliche und ehrliche Künstler sind, und daß jeder für die Kunst des anderen die größte Achtung und Liebe, also auch soviel als möglich Verstehen mitbringt, dann wird sich die Zusammenarbeit der beiden Gruppen etwa folgendermaßen entwickeln. Der Dichter wird im vollsten Vertrauen in die Arbeitskraft der Darsteller sein Drama dem Theater übergeben und sich mit dem Regisseur bzw. dem Leiter des Theaters über den Inszenierungsplan in großen, vielleicht auch in wesentlichen kleineren Zügen, wie über die Besetzung der Rollen verständigen. Dann wird der Dichter an der oder den Arrangierproben des Stückes teilnehmen, wobei auf der Grundlage des vom Regisseur ausgearbeiteten szenischen Arrangements über etwa auseinandergehende Meinungen bezüglich der Stellungen, der Grundauffassungen der Rollen zwischen Dichter, Darsteller und Regisseur in Ruhe und Sammlung beraten und entschieden werden kann. Nach Beendigung der Arrangierproben sind Dichter und Darsteller, wenn alles mit rechten Dingen zugeht, über den Arbeitsplan und die Richtung, in der sich das Ganze entwickeln soll, in allen großen Zügen einig. Ein einsichtiger Dichter wird dann im Respekt vor der Arbeit des Darstellers sich so lange den Proben fernhalten, bis die Arbeit der Darsteller zu einem schon dem Resultat nahekommen, einigermaßen festen Bilde zusammengewachsen ist. Dann erst hat die Anwesenheit des Dichters für ihn und die andern einen vollen Wert und Nutzen. Dann ist die Leistung des Darstellers so weit fertig, daß der Dichter, auch wenn er bühnentechnisch nicht vorgebildet ist, einen klaren Begriff von dem gewollten Endresultat aufnehmen und sich gegebenenfalls mit dem Darsteller darüber auseinandersetzen kann.

Kann der Dichter seine Ungeduld nicht bezähmen und kommt zu früheren Proben, so gehört eine ungeheure Selbstbeherrschung von seiten des Dichters wie des Darstellers dazu, um ein Auseinanderplätzen beider Kunstsphären zu vermeiden; der Dichter sieht auf den noch unvollkommenen Proben Dinge, die ihm mit Entsetzen erfüllen, weil er nicht weiß, daß es nicht Verzerrungen seiner Dichtung, sondern natürliche Unfertigkeiten sind, wie sie jedes Kunstwerk auf der Welt im Entstehen aufweist. Da er aber die Technik der schauspielerischen Arbeit nicht kennt, so legt er unwillkürlich an das, was er sieht, schon den Maßstab seiner Phantasie und findet natürlich alles unzureichend. In seiner Verzweiflung läßt er sich hinreißen, den Darsteller womöglich mitten im Spiel zu unterbrechen, und das Unglück ist fertig. Der Schauspieler, der sich in tiefster, konzentriertester Arbeit befindet, eben vielleicht auf dem Sprunge, einen der wichtigsten Momente der Rolle für sich zu fixieren, wird durch ein solches Dazwischentappen des Dichters, der keine Ahnung hat, an welchem Wendepunkt seiner Arbeit der Schauspieler zurzeit steht, plötzlich und gänzlich herausgerissen und kann begreiflicherweise in helle Wut geraten. Der Dichter, der nicht weiß, was er angerichtet hat, seinerseits auch — und eine der kostbarsten Stunden in der Entwicklung des Ganzen vielleicht ist zerstört und verloren. Solche Fälle sind mir als Schauspieler zu Tausenden begegnet, und ich gerate in Wut, wenn ich

*) Friedrich Kayßler, der berühmte Heldenspieler, der sich auch als feinsinniger Schriftsteller einen guten Namen erworben hat, veröffentlichte im Verlag von Erich Reiß in Berlin einen neuen Band seiner „Schauspielernotizen“. Besonderes Interesse wird darin ein Aufsatz erregen, in dem sich Kayßler, der selbst zugleich Dichter und Darsteller ist, mit dem ewigen Problem des Gegensatzes zwischen Dramatiker und Schauspieler auseinandersetzt.

nur daran denke. Vor allem, weil sie an diesem Vorgang so recht klar und deutlich zeigt, wie ahnungslos der Nicht-theatermensch, auch wenn ihn das innigste Interesse mit der Sache des Schauspielers verknüpft, wie in diesem Falle den Dichter, der Arbeit des Schauspielers im allgemeinen gegenübersteht. Mit welcher grenzenlosen Respektlosigkeit! Nicht mit Bewußtsein, aber aus Mangel an liebevollem Eindringen. Jeder Duzendmensch, der in ein Zimmer tritt und darin einen Mann in seiner Arbeit vertieft am Schreibtisch findet, zieht sich geräuschlos und zartfühlend zurück, um den Mann nicht zu stören. Es ist geradezu erschreckend, wie wenige selbst der feingestartesten Menschen ein solches Gefühl dem Schauspieler gegenüber haben, wenn sie ihn mitten in seiner Arbeit auf der Bühne sehen. Daß er sich mindestens in derselben Konzentration befindet wie jener Mann am Schreibtische, ja, noch vielmehr, daß er in einem Traumzustande schwebt, den er schon an und für sich mit aller Kraft seines Willens gegen die tausend Störungen verteidigen muß, die der Bühnenapparat als solcher mit sich bringt — daß dieser Traumzustand mit seinen vielerlei Impponderabilien allerartester Art der empfindliche Stoff ist, aus dem er seine Kunst schöpft. — daran denkt der Störenfried nicht. Wie oft schon habe ich einen Autor, wenn er in meine Arbeit hineinplatze, gefragt, ob er sich gefallen lassen würde, daß jemand auf seinem Schreibtische spazieren ginge, während er arbeite. Es ist genau dasselbe, nicht um ein Haar anders.

Da ich selbst Schauspieler und Autor bin, ist es für mich einerseits schwer, mich ganz allein auf einen der beiden Standpunkte zu stellen, andererseits habe ich die Möglichkeit, gewisse Uebergänge und Brücken zu empfinden, die zwischen der Dichter- und der Darstellernatur vorhanden sind oder gefunden werden können. Man versuche sich vorzustellen, wie unzählige Arten es geben mag, auf welche Dichter zu einer poetischen Anregung gelangen. All das ist ja bestimmend für den Standpunkt, den der dramatische Dichter seinem Werke

gegenüber einnimmt, wenn er es auf der Bühne dargestellt sieht. Der eine ist durch menschliche Urbilder, durch gegenwärtige, ihm bekannte Persönlichkeiten zu dramatischen Figuren angeregt worden und trägt unwillkürlich nicht bloß seelische, sondern auch äußere, vielleicht sogar kleine äußerliche Züge aus dem wirklichen Leben in sein Werk hinein. Er glaubt, da all diese Einzelheiten in seiner Phantasie lebendig sind, alles auch restlos in der gezeichneten Gestalt niedergelegt zu haben, und ist enttäuscht, wenn der Schauspieler, dessen Phantasie ja frei von den Befangenheiten jenes lebendig existierenden Urbildes ist, dieses Urbild ganz ignoriert und die Gestalt, so wie sie der Text ihm an die Hand gibt, aus seiner eigenen Natur heraus, durch das Mittel, durch Fleisch und Blut seiner eigenen Persönlichkeit hindurch lebendig werden läßt. Der Dichter glaubt sich plötzlich etwas Fremdem gegenüber, er erkennt seine eigene Schöpfung nicht wieder, weil ihr gewisse vertraute äußere Züge fehlen, mit denen er im nahen Umgang lebte, solange er daran arbeitete.

Da sind wir wieder bei der großen Schwierigkeit, die ich im Anfang andeutete: der Dichter hat in seinem Werk, in jeder Gestalt etwas Vieldeutiges gegeben. Der Schauspieler mußte naturnotwendig die vielen Strahlen dieses Vieldeutigen im Kern seines Wesens auffangen und zur Eindeutigkeit werden lassen, zum lebendigen Menschen.

Hat der Schauspieler eine Seele, die zart und stark genug ist, um trotz der ins Stofflich-Größere greifenden Verkörperung, die er beim Darstellen des dichterischen Wortes vornehmen muß, das, was ich das Wallende, Fließende im Dichterwort nannte: das rein Geistige, Vieldeutige — Ewige — zu erkennen, zu lieben und bei der Darstellung rein zu bewahren — dann ist die Harmonie zwischen Dichtung und Darstellung hergestellt, und es vollzieht sich das, was der Dichter im Augenblick der Intuition vorahnte: die Vollendung des Wortes, das aus dem Geist geboren war, durch die Seele des lebendigen Menschen.

Die Serpentara.

Ein deutscher Eichenhain bei Olevano.

Von Curt Bauer, Rom.

(Nachdruck verboten.)

In der Schackgalerie zu München hängt ein seltsames Bild aus Böcklins jüngeren Jahren. Zwischen wilden Felsformationen windet sich ein merkwürdig geformtes Drachengeheuer, den Dahinziehenden ihren Weg versperrend. Seine Riesengestalt ist so drohend entworfen, sein einem Gebirgsrücken ähnlicher Leib so phantastisch gebildet, daß ich mich in früheren Jahren oft fragte, woher dem Meister wohl die Idee zu diesem grotesk wirkenden Schreckgespenst gekommen sein mag. Nachdem ich das Bild etwa fünfzehn Jahre lang nicht wiedergesehen hatte, tauchte es von neuem lebhaft in meiner Erinnerung auf, als ich einen Ritt durch jene einst von den deutschen Künstlern viel ausgebeuteten Sabinerberge machte, die sich längs dem herrlichen Gariglianotal erstrecken. Ich war kurz vor Sonnenaufgang von Subiaco fortgezogen. Durch einsame Gebirgstäler, in die von der Höhe steile Felsennester blicken, schlängelte sich mein Weg, der schroff ansteigend, kaum einen halben Meter breit, schräg seitwärts geneigt gegen wilde tiefe Schluchten abfiel, in denen hinabstürzende Bergwasser rauschten. Echte Brigantenpfade, für deren Besserung keine Behörde sorgt und an deren auf- und niederführendem Geröll mein vortreffliches Pferd sich zitternd mit den geschickten Hufen anklammern mußte, um nicht in den Abgrund zu gleiten. Hier und da überspült den Pfad hervorbrechendes Wasser, Dornenhecken ritzen Haut und

Kleider. Da erblickt das Auge unten neben romantischen Felsgrotten grüne Wiesen, an sanftgewölbten Höhen Kastanienhaine und silbergraue Olivenwälder, darüber nach ansteigendes Steingeröll, dessen Grate mit schönen Ueberschneidungen in die blaue Ferne ziehen. Die Sonne begann bereits zu glühen, als ich nach mehrstündigem Ritt zu dem schmutzigen öden Dorf Rocca Santa Stefano gelangte, dessen verfallene Häusermauern die Einsamkeit ringsum noch zu erhöhen scheinen. Armselige Menschengruppen steigen hier mit ihren Tieren ins Tal hinab. „Was sind das für Wege, die zu euch führen?“ fragt sie der Ankömmling. Aber sie schütteln misgütig die Köpfe und antworten: „Sprich uns nicht von jenen Wegen! Niemand kümmert sich um uns, niemand sorgt für uns. Wir haben keine Obrigkeit, niemand legt ja Hand an unsere Wege!“ Erst wenn man Rocca Santa Stefano zurückgelegt hat, beginnt die schöne breite Landstraße, die neuerdings die italienische Regierung durch die ganze Sabina führte und die alle bedeutenden Ortschaften, soweit diese nicht zu hoch und steil gelegen sind, miteinander verbindet.

Kaum öffnet sich der grüne kühle Wald, so genießt das Auge ein ganz eigenartiges Naturschauspiel, wie es die gestaltende Phantasie der Erde wohl nur selten erzeugte. Losgelöst von den übrigen Gebirgszügen steigt aus dem Tal ein ungeheurer Drache zu kühner Höhe

empor, von im Schatten schwärzlich grauen Felsen gebildet. Mehrere Kilometer weit dehnt sich das Ungeheuer in die Länge mit spitzem schuppigem Rückgrat und in die Erde wühlenden Krallen. Im tief ausgehöhlten Bogen fällt der spitz verlaufende Schweif abwärts, um unten noch einmal emporzuwedeln. Sein Rumpf wölbt sich auf der Höhe scheinbar atmend in die Breite, einen gewaltigen Zackenrücken tragend. Es ist dieselbe Form, die wir in dem Drachengebilde des jungen Arnold Böcklin finden, der in dieser Gegend die Anregung zu seinem eindrucksvollen, phantastischen Werk gefunden haben mag. Wo aber der Kamm endet, liegt darunter, schier auf dem Kopfe des Naturungeheuers, Bellegra, ein kleines verzaubertes Städtchen, darin im Jahre 1825 Ludwig Richter lebte und schuf. Er erinnert in den Memoiren eines Malers jenen Ort als seinen schönsten von Italien empfangenen Eindruck. Tatsächlich genießt man von Bellegra einen unvergleichlichen Ausblick über das ganze Saccotal bis Anagni, über die römische Campagna bis zum Meere, über die Albanerberge, sowie anderseits über die Sabinerberge. In der Nähe ragt die malerische Stadt Olevano mit ihren zerfallenen Burgruinen. Keine, kühle Bergluft durchweht beständig das 815 Meter hoch gelegene Bellegra und macht das Auge empfänglich für die erhabene Natur ringsherum. Nicht zuletzt erheitert der vorzügliche Wein, den der Sindaco in seiner guten Pension stets bereit hält. Früher zur Zeit Richters hieß die Stadt Civitella, was sowohl auf ihre kokette Schönheit deuten mag, als auch auf ihre enklavartige Lage unter dem Drachenkamm. Von dem Kopfe des Drachens erstrecken sich zahlreiche polypenartige Arme den Berg hinab gegen Olevano, als bewache das Ungeheuer eifersüchtig einen kleinen Eichenhain im Tale, der seit altersher wirklich einen Schatz — und zwar einen Schatz für die deutsche Kunst — darstellt. Es ist die berühmte „Serpentara“. Der sie seinen deutschen Kollegen im Jahre 1797 zum ersten Male entdeckte, war der Landschaftsmaler Josef Anton Koch. Während eines Streifzuges durch die Sabina, wie ihn damals die Künstler unter mancherlei Gefahren und Abenteuer zu unternehmen pflegten, sah er zu seiner freudigen Ueberraschung neben den vielen Anhöhen, von Oliven, Kastanien, Feigen und Pinien bepflanzt, einen für sich abgeschlossenen Eichenhain vor seinen Augen stehen, der ihn inmitten der fremden Landschaft traulich an die Heimat erinnerte. Er eilte, den Fund des heimatischen Schatzes seinen begeisterungsfrohen Freunden in Rom mitzuteilen, waren es doch alles leicht entzündbare Geister, die damals dort schufen. Preller, Otto Brandt, Ludwig Richter, Rotmann, Reinhold, Schirmer, Dreber, Willers u. a. Sie hörten verwundert zu, was Koch zu erzählen wußte, und fuhren dann selbst an Ort und Stelle, um die seltsame Botschaft bestätigt zu finden. Mit Verwunderung erblickte das Völkchen der nahen Stadt Olevano die lustige Künstlerfahrgasse herbeiziehen, die sich von Jahr zu Jahr vermehrte und in ihren Häusern Unterkunft suchte. Was später von deutschen Künstlern nach Rom kam, fühlte sich von dem bald weitverbreiteten Rufe der Serpentara angelockt. Preller malte dort seine Vorstudien zur Odyssee und der große deutsche Romantiker Viktor von Scheffel vermochte nicht durch diesen Hain zu ziehen, ohne ihn im Liede zu preisen. Ein Entrüstungssturm erfaßte daher die gesamte deutsche Künstlerfahrgasse, als sie im Jahre 1873 vernahm, daß in Civitella die Besitzer der Serpentara den Plan faßten, die alten Eichen niederzulegen und zu Spekulationszwecken zu verwenden. Die Schwärmerei der fremden Maler mochte sie nicht im mindesten bei ihrem Vorhaben stören. Der Karlsruher Maler Edmund Kanold war der erste, zu dem diese trübe Kunde drang. Eifrigst für die Erhaltung des Eichenhaines interessiert, ließ er keinen Augenblick verstreichen, alarmierte, von heller Begeisterung getrieben, die ganze deutsche Kolonie, die so das bevorstehende Unheil erfuhr, und wußte, unterstützt von vielen Freunden,

durch einen Aufruf alle deutschen Kunstkreise für die Erhaltung der teuren Stätte zu gewinnen. Schnell genug flossen die Mittel zusammen, die Serpentara wurde angekauft und dem deutschen Reiche übergeben, sodaß ihre Verwertung den Künstlern für alle Zeiten gesichert blieb.

Der Wanderer also, der heute durch jene so fremd anmutenden Berge und Täler zieht, ist daher nicht wenig überrascht, plötzlich vor einer großen Tafel mit der Aufschrift „Proprietà dell' impero germanico“ zu stehen, die den Eingang in die Serpentara bezeichnet. Er wandelt unvermittelt zwischen mächtigen Eichenstämmen, unter schattigen Baumkronen einher und glaubt wohl, über den grünen frischen Rasen schreitend, ein Zauberspiel gaukele ihm die Gefilde der fernen Heimat vor. Da grüßen ihn vertraulich die Erinnerungstafel an den Maler Koch, die Reliefbüste Viktor Scheffels mit der Inschrift aus seinem „Abschied von Olevano“:

„Hier im Zentrum des Gebirges
Lesen wir die alte Keilschrift,
Die der Haufe nie verstehen mag:
Das Gesetz des ewig Schönen.“

Etwas weiter die von dem Senior der deutschen Künstlerfahrgasse Roms, Prof. Gerhardt, in den natürlichen Stein gehauene Reliefbüste Kaiser Wilhelms II. Auf der Höhe aber eine vom Deutschen Künstlerverein am 90. Geburtstag des alten Kaisers, dem 22. März 1887, gepflanzte Eiche. Daneben einen Denkstein mit dem Datum 1696—1896, der Königl. Akademie der Künste in Berlin zu ihrem Jubiläum gewidmet. Wo das Wäldchen nach links in den Talgrund abfällt, erblickt das Auge dahinter eine kahle graue Felsmasse, die ihn hoch und steil umzieht. Sie erscheint als Fortsetzung des Drachenrückens von Bellegra und trägt ein Stück wilde Romantik in die heimische Beschaulichkeit des deutschen Eichenhaines. Dieser Kontrast zwischen stillem Waldesfrieden und drohender Felsenöde bildet wohl den Hauptreiz für den seinen Studien hier obliegenden Künstler und läßt seiner Seele immer neue Gebilde zufließen. Ich dachte gerade darüber nach, weshalb man den Hain wohl die „Serpentara“ getauft haben mochte, als ein mächtige Viper schnell an meinen Füßen vorbei ins Gebüsch floh: ein bededtes Zeichen, daß noch heute der achtlos einherträumende Müselsohn der Herkunft des Namens eingedenk sein und sich nicht etwa durch den mit sovielen Inschriften verbürdeten deutschen Reichsschutz auch gegen die Heimtücke des italienischen Bodens geborgen fühlen soll.

Zu den großen Fremdenkolonie, vornehmlich aus Künstlern bestehend, die alljährlich den Sommer in Olevano zubringt, gehört auch der Senior Bildhauer Professor Gerhardt, der soeben unter großer Beteiligung seinen 90. Geburtstag gefeiert hat. Er vor allem ermüdet nie, der Serpentara sein wärmstes Interesse zuzuwenden, geleitet durch Erinnerungen an frühe glänzende Zeiten, die sein hohes, gesundes Alter zurückzudenken vermag. Deshalb erwarb er ein vor dem Eingang zur Serpentara von der Landstraße aus sich hinziehendes Grundstück, in dem er eine Vigna anlegte und mit dem Beirat des seinerzeit als Stipendiat in Rom weilenden Architekten Hohrat ein Häuschen errichtete. Es enthält drei Räume nebst Küche, die zunächst den dringendsten Bedürfnissen der im Bosco arbeitenden Künstler abhelfen, ihnen eine Unterkunft für das Studienmaterial, Gelegenheit zur Vollendung ihrer Studien in geschlossenem Raume etc. bieten sollten. Ein Teil der Künstler hat gegen diesen Bau protestiert, weil die Einsamkeit der heiligen Stätte dadurch entweiht werde; aber der unbefangene Beurteiler muß zugeben, daß von einer Zerstörung der Naturschönheit in Wahrheit nicht gesprochen werden kann und daß das Haus gegen den Eingang hin, von dem es sichtbar ist und für empfindsame Augen die großartige Gebirgslandschaft stören könnte, leicht durch Baumpflanzungen völlig zu verdecken wäre. Man denkt daher sogar an die Erweiterung des Baues in einem zweiten

Häuschen, das nach dem Plan von Professor Hoffmann errichtet werden und sechs bis acht Personen Platz bieten soll.

Wer in unseren Tagen von Rom aus Olevano und Bellegra besucht, braucht keine unbequemen Bergpfade mehr zu überwinden, wie unsere weniger verwöhnten Vorfahren. Die schöne Regierungsstraße windet sich in graziosen weißen Schlangenlinien durch die grünen Auen der Sabina, hier und da zu den besuchteren Ortschaften ansteigend. Von Rom gelangt der Reisende in der Eisenbahn bis Valmontone (Linie Roma-Napoli), um dann die Diligenza nach Olevano zu benutzen. Oder er wählt die Verbindung über Tivoli, das mit Olevano und Bellegra durch täglichen Automobilverkehr verbunden ist. In Olevano beherbergen ihn gut eingerichtete Pensionen,

unter denen die „Casa Baldi“ zwar bereits an Komfort von anderen überholt wurde, indessen seit altersher noch immer den Lieblingsaufenthalt der Künstler bildet. Auf grüner Anhöhe gelegen, bietet sie eine weite Fernsicht nach allen Richtungen. Die Ritornelle der abends heimkehrenden Landleute dringen zu ihrer Terrasse empor. Im letzten Licht sieht der Künstler die scharfen Berglinien sich weiten, die Felsen zusammenschließen und den Eichenhain der Serpentara wie ein Geheimnis unter ihren Schatten bergen. An der alten Kastellruine ertönt der Schrei der Nachteulen, während der Mond einen hellen Silberschein über Wald und Steingeröll ergießt und die weite ferne durchschimmert, wo sich die Campagna zum Meere hindehnt oder die kahlen Gebirgsrücken zu den Abruzzern ansteigen.

Mutter.

Von Ruth Margarete Roellig.

(Nachdruck verboten.)

Drinnen im Arbeitszimmer gab es wieder einen Austritt. Des Vaters Stimme klang hart und scharf bis an das Ohr der zarten, kleinen Frau, die angstvoll lauschend in der Nähe der Tür stand.

Sie hatte das Gewitter bereits geahnt, das kommen wollte, den ganzen Tag über war ihr so schwer gewesen ums Herz. Jedesmal fühlte sie vorher, wenn sie aneinander gerieten, die beiden Männer, Vater und Sohn. Woran lag es nur, daß sie sich nicht verständigen konnten? War nicht jeder gut in seiner Art?

Sie zitterte vor der lauten Stimme des Gatten und horchte mit klopfendem Herzen auf die erregten Entgegnungen des Jungen. Was würde es wieder sein zwischen ihnen beiden? Irgendeine jugendliche Unbesonnenheit Helmut's, die der Vater nicht begriff, die er scharf und bitter verurteilte und für die der Sohn sich mit dem Ungestüm seiner zwanzig Jahre in die Bresche warf.

Vielleicht handelte es sich um ein Mädchen oder, wie schon einmal, um Schulden — Sauffschulden — wie der Vater mit verletzender Ironie betonte.

Dabei war es gar nicht so schlimm gewesen. Helmut hatte es ihr später erzählt, als er dann bei ihr saß in ihrem stillen Zimmer, den Kopf an ihre Schulter gelehnt, während die heißen, dunklen Augen hinüberschweiften über die Gegenstände — ins Blaue hinein. „Denke dir eine Juminacht, Mutti, ganz angefüllt von Duft und Blüten. Und wir, die Kommilitonen und ich, und — ein Mädchen — wir alle draußen auf dem Lande in so einem halbversteckten, kleinen Dörfchen am See, wo wir singend hingewandert waren nach längerem Marsch. Weißt du nicht selbst, wie selig man da ist?“

Er sah die kleine, alternde Frau zärtlich an. Sie lächelte nur und schwieg. Nein — sie wußte es nicht mehr. Alles hatte sie vergessen unter der Strenge des Gatten, der nie mehr in ihr sah als das achtzehnjährige, schüchterne, gefügige Kind, das er damals gefreut hatte, um es sich zu seinem Geschöpf zu erziehen, mit seiner unbeugsamen Herrennatur.

„Wie der Abend über den See zog mit all seinen sanften Heimlichkeiten — da waren wir einig, wir konnten nicht in die Stadt zurück. Fog hatte seine Laute mit, und mit Jubeln winkten wir von der Veranda des Wirtshauses dem letzten Dampfer nach, der für diesen Tag fuhr; nun mußten wir bleiben!“

Und dann kam es über mich, als wir so dasaßen, die Freunde, die Kleine und ich. Ganz weit ab von der Welt fühlte ich mich, so froh und losgelöst.

Frißchen — du weißt doch, der lange Blonde, schlug vor, wir wollten eine Bowle brauen — und ich tat es!

Wir vergaßen Zeit und Welt, wir sangen und tranken die halbe Nacht hindurch.

Das war wie ein Traum — wie ein Traum. — Und alles haben Vaters Worte später ausgelöscht. Warum nennt er das mit so häßlichem Namen? Gewiß konnte ich nicht sogleich die ganze Schuld bezahlen. Vielleicht hätte ich bescheiden sein und beiseiten aufhören müssen. . . er hat ja recht — aber, Mutter — er kennt ja solche Stunden gar nicht, er, der sich Tag und Nacht kaum Ruhe gönnt in seiner Pflichttreue!“

„Nein, er weiß von Schwärmen nichts und vom Jungsein,“ war die Antwort der Frau gewesen, während ihre schmale, kleine Hand zaghaft kosend über das volle Haar des Einzigen glitt.

Sie dachte daran, als sie stand und lauschte und die Stimmen immer lauter und heftiger herausklangen.

Plötzlich ein Aufschrei — halb unterdrückt — sie zitterte und drängte die schmale Gestalt fest an den Türpfosten. Ihre Augen schlossen sich wie vor einem Furchtbaren.

„Hinaus!“ hörte sie noch die Stimme ihres Gatten. „Hinaus mit dir, du ungeratener Bube!“ Dann sank sie zu Boden, kraftlos, allen Halts beraubt.

Und aus dem Zimmer stürmte er hinaus, der Junge, Wilde, sein Gesicht war blaß — bis auf der Stelle, wo der Schlag des Vaters die Wange getroffen für die unbesonnene Erwiderung, die er ihm entgegengeschleudert.

Eine Sekunde nur stützte Helmut.

„Mutter!“ rief er und seine Stimme zitterte in Schmerz und Scham.

Da kam der Vater in den Flur, und Helmut wandte sich ab, ging in sein Zimmer, wo er das Nötigste zusammenraffte. Dann lag das Elternhaus hinter ihm.

* * *

Einige Monate später.

Niemand hörte von Helmut. Regelmäßig an jedem Ersten des Monats langte sein Wechsel bei seiner alten Wirtin in der Universitätsstadt an ohne jedes Wort.

Der Vater war nachhaltig in seinem Zorn. Und die Mutter durfte nicht schreiben, das wußte Helmut. Sie fürchtete sich vor dem Gatten. Einsam und still war es in der schönen Villa des Fabrikanten, die er sich erst vor wenigen Jahren erbaut hatte als die Erfüllung seines lebenslangen Wunsches.

Fest und ruhig stand sie da in ihrem Ernst und ihrer soliden Art, und stolz trug der Mann, der darin hauste, das Haupt, das selbst das tiefe Zerwürfnis mit dem einzigen Kinde nicht beugen konnte. Anders die Mutter.

Es schien, als wäre sie noch kleiner, noch zerdrückter geworden. Immer noch lag die Last der Jahre auf ihr, in denen sie hatte mühsam schaffen müssen, um weiterzukommen, bis endlich der Aufschwung kam, das Glück — sie konnte sie nicht so schnell vergessen.

Das Glück!

Frau Marianne saß im Korbstuhl auf dem Balkon, die dünnen, für sie so charakteristisch kraftlosen Hände müßig im Schoß, und sann vor sich hin.

Tiefe Linien hatte der Kummer in ihr Antlitz gegraben und hatte ihre Seele stumpf werden lassen.

Wie eine Vision von Glück zog zuweilen die Sehnsucht nach Helmut durch ihre Kinderseele, und dann konnte sie lächeln, traurig, versunken, wie abwesend.

Aber er, ihr Gatte und Herr, durfte nicht in ihrer Nähe sein, dann war alles tot in ihr. Tausendmal weinte der Wunsch in ihr, ihn zu suchen, zu sehen, ihr Kind, das doch nicht schlecht, nicht ehrlos war, nur jung und stürmend.

Doch dann packte sie die Angst vor dem Gatten. Er hatte ihr jede Annäherung verboten. Vielleicht wies er auch sie aus dem Hause, warf sie auf die Straße hinaus, wenn sie seinem Willen zuwiderhandelte. Was dann?

Sie schauerte nervös zusammen bei dieser quälenden Vorstellung. Er wollte immer das Beste, immer, aber er hatte eine herrische Natur, unter der ihre Energie verkümmert war.

Nur der Junge — er hatte ihm zu trohen gewagt, er allein! Dafür mußte er nun büßen.

Die einsame Frau weinte leise vor sich hin.

Gegen Abend trat der Fabrikant zu ihr, er brachte eine Zeitung mit. „Es ist Krieg,“ sagte er nur und legte ihr das Blatt in den Schoß.

„Krieg!“ Ihre Lippen sprachen das Furchtbare zitternd nach. „Und Helmut? Er muß ja mit!“ Ihre von vielen heimlichen Tränen blassen Augen blickten auf den großen, starken Mann vor ihr.

„Schweig! Du weißt, ich will nichts von ihm hören!“ donnerte er sie an.

„Bernhard! Er muß mit — er zieht ins Feld!“ Sie schrie es ihm fast ins Gesicht.

„Ein Kind, das so die Achtung vor dem Vater vergißt, ist mein Sohn nicht mehr!“ entgegnete er fest.

„Ich schreibe ihm, er muß kommen, und ihr werdet euch beide ausöhnen miteinander,“ stieß sie hervor, „du könntest ja nicht weiter leben, wenn er fiel — bedenke das.“

Sie rang förmlich um ihr Kind.

Und Bernhard sagte in seiner beherrschenden Art: „Wenn er um Verzeihung bitten will, mag er kommen.“ Dann verließ er das Zimmer.

Frau Marianne schrieb. Sie flehte und überredete und bat. Und Helmut antwortete, daß er gern käme, sie noch einmal zu sehen, ehe er ins Feld ausrückte, aber bitten, um Verzeihung bitten für das, was der Vater ihm angetan, könne er nicht! Die Hand solle er ihm reichen, ohne ein Wort, und alles wäre gut!

So ging es hin und her.

Bernhard war von seiner Forderung nicht abzubringen, er fürchtete, durch Nachgeben seine Autorität einzubüßen, doch zitterte auch er auf den Augenblick des Wiedersehens.

Die Zeit verging. Die Kriegsfackel loderte, und täglich brachten endlose Züge die jungen Soldaten zur Front. Nur minutenlang hatten sie Aufenthalt auf dem Bahnhof der kleinen Stadt, dann zogen sie weiter, der ferne, dem Unbekannten entgegen, dem geheimnisvollen Schicksal, das Sieg oder Tod brachte.

Marianne wußte: So wird auch er eines Tages vorüberziehen!

„Vielleicht mache ich es möglich, Urlaub zu erhalten, um dich zu sehen,“ schrieb er, „wir haben schweren Dienst.“ Nichts mehr von Versöhnung, kein Wort vom Vater.

Sie hoffte sehnüchsig auf die Stunde, alles würde gut werden. Und dann kam eines Nachts ein Telegramm: „Komm um 11 Uhr 50 Minuten nachts durch W., sei auf dem Bahnhof.“

Mit einem Schrei las Marianne die Nachricht. Sie war gerade im Begriff gewesen, ins Bett zu gehen. Drüben in seinem Zimmer lag ihr Mann. Wahrscheinlich schlief er schon. Nichts sagte sie ihm, kein Wort, sonst ließ er sie vielleicht nicht fort.

Sie sah hastig auf die Uhr. Kaum eine Viertelstunde blieb ihr. In zitternder Eile kleidete sie sich an.

Und dann hinaus in die Nacht — ohne Furcht, ohne Zagen, ihm, dem Jungen entgegen.

Schon leuchteten die Lichter des kleinen Bahnhofs durch die Dunkelheit, Menschengewimmel hielt sie auf. Sie brach sich Bahn. Da hatte sie den Bahnsteig erreicht.

Ihre Augen flogen sehnüchsvoll forschend umher, noch unterschied sie nichts, das Herz schlug ihr, und der Atem ging stoßweise, da — ein Pfiff, Fauchen, Dröhnen — ein Schwindel drohte sie zu überfallen, die endlose dunkle Masse der Wagen setzte sich langsam in Bewegung. Wie erstarrt stand sie, stand und begriff nicht. Bis ein Wort ihr Ohr traf, ein einziges, liebes, vertrautes Wort, das aus einem der letzten Wagen in die sammetdunkle Sommernacht hinauslang in Liebe und Sehnsucht: „Mutter!“

Sie sah ihn, einen Herzschlag lang nur, wie er am Fenster stand, groß und schlank, ihr blonder, geliebter Junge, und wie er winkte, winkte.

Da brach sie in die Knie.

Und langsam verschlang die ferne das Rollen und Dröhnen, und nur ein Wort kam der einsamen Frau daraus zurück wie ein Echo, das Wort: „Mutter!“

* * *

Der Herbst zog über das Land.

Golden schimmerten die reifen Trauben an den Abhängen des Rheins, der seine schweren, grünlichen Wogen zum Meere trug. An sonnigen Tagen waren die breiten Fenster des alten Schlosses, das malerisch zwischen die Rebhügel gebettet war, geöffnet, denn noch war es warm und milde.

Und dann tasteten die Sonnenstrahlen sich hinein in die hohen Räume, die jetzt als Lazarett dienten, und brachten den Armen, die ihre Verwundung hier festbannte, Trost und Hoffnung, zuweilen auch nur noch einen Gruß von draußen — einen letzten.

Seit zwei Wochen befand sich auch Helmut hier; blaß und kraftlos war er und zeitweilig vom Fieber geschüttelt.

Noch wußte er kaum noch etwas von dem Eisernen Kreuz, das er sich durch seine Tapferkeit errungen, es ruhte wohlverwahrt in einem Kästchen. In all den Tagen, in denen er im Fieber lag, hatte er nach den Seinen gerufen, und endlich gestattete der Arzt, daß Schwester Maria ihnen schrieb und sie zu kommen ersuchte. Sie glaubte selbst nicht, daß es noch einmal gut würde mit ihm, die Verwundung war zu schwer, Kopfschuß, da mußte man ihm schon diesen Wunsch erfüllen.

Und sie kamen beide. Schweigend und tief erschüttert stand das Ehepaar am Lager des Einzigen.

Aller Groll war vergessen, die Härte aus des Vaters Gesicht geschwunden.

Frau Marianne in ihrem anliegenden schwarzen Kleide, die Stirn mit dem lichten Scheitel ein wenig geneigt, stand, die Hände gefaltet und starrte tränenlos auf ihr Kind. Noch schlief er, und sie mühten sich, ihn nicht zu wecken. Aber sie sah ihn an, immerzu blickten ihre leidgefüllten Augen auf ihn hin.

Wozu hatte sie gelebt, wenn das Schicksal ihr den Jungen nahm? Was sollte sie dann noch?

Der Mann an ihrer Seite brauchte sie nicht, ihm war sie niemals als etwas Unentbehrliches erschienen. Leise schluchzte sie auf.

Dann war es Zeit zum Sterben . . . ging es durch ihren Sinn.

Die Schwester trat an das Krankenlager — Helmut hatte sich gerührt. Sie neigte sich über ihn in ihrer sanften, blonden Schönheit, und ihre jungen Augen wurden weit vor Schmerz bei dem Gedanken, daß er vielleicht niemals mehr seinen klaren Verstand bekommen würde. Eine wunderliche Sympathie verband sie mit ihren Kranken, und alle liebten ihre zarte Art.

„Nun, mein Freund, wie geht es heute?“ fragte sie mit einem zagen Lächeln.

Helmut schlug die Augen auf.

Noch sprach er nicht, niemand wußte, ob er die Worte begriffen hatte.

Seine Blicke, die nur mühsam unter dem Verbande hervorlugten, wanderten durch den Saal. Langsam schien er die Gegenstände zu fassen. Dann bemerkte er das Mädchen in der Tracht der Pflegerinnen an seiner Seite und sah sie an, eine ganze Weile.

Da traf ein verhaltenes Schluchzen sein Ohr.

Die Augen wandten sich zur anderen Seite.

Mit Herzklopfen stand die Schwester. Würde er erkennen? Alles hing davon ab.

Am Bett stand sein Vater, dieser große, starke Mann und neben ihm die kleine, versorgte, gütige Frau, die so still und gedrückt, verblüht vor der Zeit, ihren Lebensweg dahinging. —

Plötzlich lächelte sie, versonnen, verträumt. —

„Mutter,“ klang es leise an ihr Ohr und noch einmal: „Mutter“.

Sie kniete nieder am Bett und streichelte Helmut's blasse, große, noch so knabenhafte Hände.

Kein Wort sagte sie, nur ihr Herz schlug heftig.

Die Abendsonne glitt durch die Scheiben und wob mit ihren feinen, zitternden Strahlen einen Kranz um ihr Haupt, das sich hob in Stolz und Seligkeit.

Nur sie hatte er erkannt, nur sie, die eine, die er immer als Kind gerufen in den Stunden der Not, sie rief er jetzt noch, da er Mann war.

„Dem Himmel sei Dank, er hat erkannt, nun haben wir Hoffnung,“ flüsterte die Schwester.

Bewegt stand der Vater neben dem Lager.

Helmut war wieder in seine nebelhaften Träume zurückgesunken.

Mit dem Lächeln, das so selten war auf ihrem Antlitz, erhob sich Frau Marianne und schritt vor ihrem Gatten aus dem Saal.

Ihr Gang war langsam und feierlich, und die schöne, junge Schwester sah ihr andächtig nach.

„Seit dieser Stunde weiß sie, daß sie eine Krone trägt, daß sie leben und sein muß für ihn, den Sohn,“ sagte sie und lächelte versonnen.

Und von dem Lager, auf dem Helmut der Genesung entgegenschloß, klang es noch einmal wie aus einem Kindertraum heraus: „Mutter!“

Ein Freund.

Aus „Stockholms-Tidning“.

Von Wathier Sparr-Böfstedt, übersetzt von L. Sodemann.

(Nachdruck verboten.)

Ich weiß kaum, wie wir in so kurzer Zeit so gute Freunde geworden sind. Aber wir grüßen einander jetzt jeden Tag. Er kommt sogar, wenn schon der erste frostige Herbsttag den Nebel und das gelbe Laubwerk durchdringt. Wenn der Morgenschlummer noch die Augen belastet, werde ich plötzlich durch ein kräftiges Trommelgewirbel gegen die Fensterscheibe aufgerüttelt. Ich stehe auf, um meinen Freund zu grüßen. Neugeputzt und fein trippelt er auf dem Fensterblech umher und gibt hier und da ein Signal an die Glascheiben. Er beargwöhnt scharf, daß der Siebenschläfer da drinnen sich nicht die Mühe machen will, aufzustehen. Und das kränkt ihn augenscheinlich.

Es liegt etwas Stückerhaftes über ihm, wenn er seinen Morgenspaziergang unternimmt. Der schwarze Schlips breitet sich tadellos über das vornehme gelbe Vorhemd, und er legt kokett das Köpfchen auf die Seite, wenn er versucht, durch das angelaufene Fenster zu gucken. Da bekommt er mich zu sehen und pfeift einen Morgengruß. Guten Morgen, Herr Parus major oder „Brandmeise“, wie du auch — unehrerbietig genug — genannt wirst. Es ist leicht, einen Bissen zu bekommen.

Er fliegt auf den Ahornzweig, welcher bis zum Fenster reicht. Dort sitzt er und wartet die Zeit ab. Vielleicht bemüht er sich zu untersuchen, ob ein Wurm unter den frostschimmernden roten Blättern Schutz gesucht hat.

Aber wenn ich leise den Fensterhaken löse, gibt er sein Vorhaben auf und fixiert mich mit gespannter Aufmerksamkeit. Was für Leckerbissen gibt es heute? Mein Freund ist Feinschmecker. Vielleicht habe ich ihn verwöhnt. Aber man muß immer das Beste, was man hat, hingeben, um seine Freunde zu behalten. Es kommt vor, daß sie dennoch einen verlassen — wenn sie den Vorrat geleert haben.

Ich habe kaum Zeit, das Fenster zu schließen, ehe mein Freund sich über den verlockenden Talgbeissen stürzt. Das ist das Beste, was er bekommen kann.

Er ist Verschwender, mein Freund. Mindestens die Hälfte von der Herrlichkeit schleudert er übermütig auf die Erde. Möglicherweise sagt ihm sein gutes Herz, daß der kleine Wachholderfänger sich über den Brocken, welcher vom Tische fällt, freut.

Die Festmahlzeit ist vorbei, und mein Freund putzt sich sorgfältig, streckt sich in seiner ganzen imponierenden Länge, um einen letzten dankbaren Blick zum Wohltäter zu werfen und fliegt dann mit einem frohen Gezwitzcher in den Herbstmorgen hinaus.

Lebewohl und auf Wiedersehen! Ich hoffe, du wirst treuer sein als die anderen. Wir werden uns wohl morgen wieder treffen. Ich schenke dir deine besten Gerichte und kann mich zur Belohnung deines sorglosen Gezwitzchers und deiner frohen Laune, die nicht vom Herbst und der Vergänglichkeit beeinflusst wird, erfreuen.

